

Süchtig im Netz – digitale Suchtphänomene gefährden die Entwicklung der gesamten Persönlichkeit.

Was kann die Schule tun, um diese Gefährdungen zu vermeiden, bzw. zu minimieren?

Birgit Lenauer*

Zusammenfassung

In den folgenden Ausführungen wird festgehalten, dass die pädagogische Arbeit in unseren Schulen durch die allgegenwärtige Digitalisierung der Umwelt vor großen Herausforderungen steht und eine sehr interdisziplinäre Herangehensweise erforderlich ist. Vor allem wird es darum gehen, den Unterricht so lebendig wie möglich zu gestalten und die Möglichkeiten zur personalen Begegnung im Dialog zu forcieren. Keinesfalls soll der Umgang mit digitalen Medien im Unterricht unterbunden oder verhindert werden, vielmehr soll eine sinnvolle Integration stattfinden. Digitale Medien bieten die Chance für eigenständiges Erarbeiten von Inhalten, die in der Folge im Unterricht zur Diskussion gestellt werden müssen.

Schlüsselwörter:

Bildungsforschung
Humanwissenschaften

Keywords:

Educational research
Human Sciences

1 Einleitung

Jede Pädagogin und jeder Pädagoge kennt sie, die nicht ausgeschlafenen Schülerinnen und Schüler, die dem Unterricht vor lauter Müdigkeit nicht folgen können. Ihr Gesichtsausdruck zeigt bestenfalls Desinteresse, und ihre Gedanken sind sowieso woanders, nämlich im Netz. Die in stundenlangen Nachtsitzungen vor dem PC konsumierten Eindrücke wirken irritierend und verwirrend nach. Neue Inhalte finden keinen Zugang, Lernen findet nicht mehr statt, und die soziale Weiterentwicklung hat auch keine Chance mehr. Reale Freundschaften verblassen, weil die vielen Kontakte im Netz wichtiger erscheinen. Die Begegnung mit den Realitäten der Umwelt wird gegen die digitalen Realitäten eingetauscht, und so wird die Entrückung ins Netz zum lebensbestimmenden Zwang, der kognitive, psychische und soziale Entwicklungen gefährdet. Erzieherische Maßnahmen greifen kaum bis gar nicht. Die Hoffnung, dass es sich bei diesem Verhalten nur um ein vorübergehendes Phänomen handelt, erfüllt sich nur in den seltensten Fällen. Zu sehr bestimmt schon das Medium Internet das Verhalten der Kinder und Jugendlichen. Was also soll geschehen? Neben der Klärung der Motive für die Internetnutzung erscheint es notwendig, dass diese Phänomene als das erkannt werden, was sie wirklich sind, nämlich Zwangshandlungen, die zur Sucht werden. Aus diesem Grunde soll u.a. das Phänomen „Zwang“ erörtert werden und mögliche pädagogische sowie therapeutische Handlungsfelder dazu skizziert werden. Im Anschluss daran werden Überlegungen angestellt, die sich mit der Zwangs- und Suchtprophylaxe im Rahmen der schulischen Arbeit auseinandersetzen. Dabei geht es darum, die Schülerinnen und Schüler für eine verantwortungsvolle Nutzung digitaler Medien zu begeistern und allenfalls auch Alternativen aufzuzeigen. Es soll die Nutzung von Internet & Co nicht dämonisieren oder gar verbieten, was ohnehin ein aussichtsloses Unterfangen wäre, sondern das Gefühl der Eigenverantwortung wecken und fördern. Um dies zu erreichen, ist es notwendig, dass die Jugendlichen früh lernen, ihr eigenes Gefährdungspotenzial einzuschätzen, um damit richtig umgehen zu können.

* Pädagogische Hochschule Niederösterreich, Mühlgasse 67, 2500 Baden.
Korrespondierende Autorin. E-Mail: birgit.lenauer@ph-noe.ac.at

2 Warum wirken Internet und Computerspiele so faszinierend?

Schülerinnen und Schüler im Jugendalter nennen folgende Hauptmotive für den Umgang mit digitalen Medien:

- Möglichkeiten zur Kontaktaufnahme und Interaktion in realen und virtuellen Welten
- Ablenkung und Bekämpfung der Langeweile
- Flow-Erlebnisse
- Anregung der Phantasien
- Stimmungsregulation und Realitätsflucht bei Sorgen und Nöten

Es kann als gesichert angesehen werden, dass das Internet bei den Jugendlichen zum wichtigsten Kommunikationsmedium (98 %) geworden ist. Interessant ist in diesem Zusammenhang auch die Tatsache, dass mehr als ein Viertel aller Jugendlichen auch aktiv an der Gestaltung dieses Mediums teilnimmt, in dem sie selbst Beiträge produzieren.¹ Entscheidend dafür ist natürlich auch die völlig barrierefreie Verfügbarkeit des Mediums. Es ist ja mittlerweile so, dass schon jedes Kind einen eigenen Computer besitzt bzw. eine andere Zugriffsmöglichkeit auf das Internet hat. Zu den am häufigsten ausgeübten Tätigkeiten zählen bei Kindern das Spielen und bei Jugendlichen die Teilnahme an sozialen Netzwerken.²

3 Auswirkungen der Nutzung „neuer Medien“

Die von den modernen Medien hervorgerufene Informationsüberflutung führt zu einem andauernden Aufmerksamkeitsdruck, der mit der Zeit die Psyche der Menschen bis zum Zusammenbruch ihrer Informationsverarbeitungskapazität verändert. Diese doch sehr eindeutige Aussage des Medienwissenschaftlers Lovink aus dem Jahre 2010³ wird heute von vielen Expertinnen und Experten aus den Neurowissenschaften bestätigt. Alle diesbezüglichen Forschungsarbeiten zeigen ein ähnliches Ergebnis: Zu viel Internetnutzung schadet der Gehirnentwicklung und damit dem Lernen und der Erweiterung der sozialen Kompetenzen. Die permanente Offenheit des sich entwickelnden Gehirns für Eindrücke aus der Umwelt hat logischerweise zur Folge, dass es auch Einflüssen ausgesetzt werden kann, die sich negativ auf die Integrität der entstehenden Struktur auswirken. Unser Gehirn entwickelt seine Strukturen nach immer gleichen Prinzipien. Es wird immer mehr bereitgestellt als gebraucht wird. Es werden aber nur jene Nervenzellen zu synaptischen Netzwerken ausgebaut, die auch gebraucht werden. Zug um Zug wird die Verschaltung der Nervenzellen aufgebaut, wobei die von den Sinnesorganen ankommenden Erregungsmuster dazu benutzt werden, immer stabilere Erregungsmuster zu erzeugen. Die auf diese Weise entstehenden „Bilder“ werden in der Folge im Frontallappen gespeichert. Was für ein Gehirn also ein Kind bekommt, hängt von der Art seiner Nutzung ab. Entscheidend ist, was ein Kind in seiner Umwelt an Anregungen und Beziehungen vorfindet. Wenn also die Begegnung mit der Welt fast ausschließlich virtuell stattfindet und auch keine realen Beziehungen mehr gepflegt werden, dann besteht schon die Gefahr, dass die eigentliche Heimat nicht mehr die reale Welt ist, sondern die Jugendlichen ihre Herausforderungen zunehmend in der virtuellen Welt suchen.⁴

Die Menschen in der Umwelt dieser Jugendlichen bekommen sehr schnell den Eindruck, dass es sich dabei um ein zwanghaftes Geschehen handelt, dem sich die Schülerinnen und Schüler gar nicht mehr entziehen können. Es sieht so aus, als sei eine innere Kraft am Werk, deren alleiniges Ziel es ist, bestimmte Dinge immer wieder zu tun, obwohl eigentlich keine besondere Notwendigkeit dafür erkennbar ist. Z.B unbedingt zuerst im Facebook suchen zu müssen, bevor man mit jemandem in ein reales Gespräch eintritt. Solche und ähnliche stereotypen Gewohnheiten können sich zu zwanghaften Ritualen entwickeln. Ein gutes Beispiel dafür sind „Ohrwürmer“ in Form von wiederkehrenden Melodien, die man sich immer wieder anhören muss, oder aber auch Bilder mit nicht alltäglichen Inhalten, von denen man nicht loskommt und nach denen daher immer wieder gesucht wird. Die Macht solcher Gedanken ist sehr groß, und der Übergang von der persönlichen Marotte zum pathologischen Zwang ist fließend. Das Unbehagen, welches durch ein Aufschieben solcher „Nutzungsimpulse“ in den betroffenen Personen entsteht, wird letztlich zu einer massiven Einschränkung der Lebensgestaltung führen. Die betroffenen Personen beginnen so entweder unter der Situation zu leiden, weil sie zwar deren Unhaltbarkeit erkennen, sich aber aus eigener Kraft nicht davon distanzieren können, oder sie treten gleich die Flucht in virtuelle Welten an.⁵ Angebote dazu gibt es ja mehr als genug. Nicht jede der erreichbaren Communities ist gefährlich, aber in vielen Fällen sind sie doch als bedenklich einzustufen. Immer mehr Menschen, die warum auch immer, mit der realen Welt nicht mehr klarkommen, ziehen sich in diese Reservate mit Gleichgesinnten zurück. Begünstigt durch den vielfach beklagten Werteverlust und die zunehmende Sprachlosigkeit in unserer Gesellschaft ermöglicht das Internet die Flucht in diese abgegrenzten Szenen, die negative Einstellun-

gen und Verhaltensmuster bestätigen und verstärken. Es gibt sogar Foren mit Anleitungen zum Selbstmord, zur Magersucht, zum Bombenbasteln usw. Mittlerweile gibt es wahrscheinlich nichts mehr, was es nicht gibt. Die Szenen sind so dynamisch, dass es den staatlichen Behörden nicht mehr gelingt, Schritt zu halten. Viele der Server befinden sich außerdem im Ausland und entziehen sich so dem Zugriff. Zu diesen Szenen kommen aber auch noch die virtuellen Welten, die mit der Realität gar nichts mehr zu tun haben. Spielwelten, wie zum Beispiel World of Warcraft, stellen unter Umständen ebenfalls ein echtes Suchtpotenzial dar. Dem Spiel wird alles untergeordnet. Sozialkontakte verblassen, Schule wird zur Nebensache und viele ähnliche Phänomene sind sicher keine Einzelfälle mehr.⁶

Was kann die Institution Schule dazu beitragen, dass Schülerinnen und Schüler genügend innere Stabilität – die Psychologie spricht von ICH-Stärke, die Neurowissenschaften von Motivationen – aufbauen, um im Leben bestehen zu können? Mit dieser Frage haben wir die Notwendigkeit dieser inneren Stärke schon a priori außer Streit gestellt. Das ist aber auch nicht weiter schwer, da uns die Folgen mangelnder Stabilität hinlänglich bekannt sind.

Aggression, Vandalismus, Mobbing, Internetsucht und viele andere Verhaltensmuster, die uns Sorgen machen, können auf diesen Mangel zurückgeführt werden.

Will man der Sache auf den Grund gehen – und nur so kann man zu hinreichenden Erklärungen kommen, dann wird man in den verschiedenen Wissenschaften unterschiedliche Zugänge finden.

Die Psychologie wird vom Lernen am falschen Modell oder von falschen Konditionierungen sprechen, die Pädagogik und die Soziologie werden die Bedeutung der Rollenbilder hervorheben bzw. die Arbeit in den sogenannten Peer-Groups forcieren wollen.

All diese Ansätze sind an sich richtig, aber sie bleiben letztlich unbewiesen.

Die Frage ist konstruktiv und positiv zu stellen – Was vermittelt Halt und Stabilität?

Einen sehr interessanten Ansatz dazu liefern uns die sog. Neurowissenschaften – speziell die funktionelle Hirnforschung.

Der Mensch ist aus deren Sicht ein auf soziale Resonanz und Kooperation angelegtes Wesen. Kern aller menschlichen Motivation ist es, zwischenmenschliche Anerkennung, Wertschätzung, Zuwendung und/oder Zuneigung zu finden und zu geben. Diese These könnte auch von jeder anderen Humanwissenschaft aufgestellt worden sein, aber es ist der Neurobiologie gelungen, den Nachweis über das Vorhandensein körpereigener Motivationssysteme zu erbringen.

Entdeckt wurden diese Systeme im Rahmen der Suchtforschung. Lange Jahre galten Suchtkranke als degeneriert, moralisch minderwertig und willensschwach.

Heute weiß man, dass Suchtkranke Menschen sind, die ein durch keine Vernunft und keinen Willen zu bezwingendes, heftiges Verlangen haben, welches auf das Einnehmen von Substanzen eingeengt ist. Alles Tun wird diesem Verlangen untergeordnet. Begründend auf diese Tatsache wurde die These aufgestellt, dass es ein Zentrum im Gehirn geben muss, das sozusagen als Antriebsaggregat für dieses Verhalten fungiert.

Mittels modernster Technologien wie z.B. der funktionellen Magnetresonanzuntersuchung gelang es auch, dieses zu finden. Es hat seinen Sitz im Mittelhirn und ist über die Nervenbahnen mit vielen Hirnregionen verbunden. Besonders ausgeprägt sind die Verbindungen zu jenen Arealen, die bei starken Emotionen Erregungsreaktionen zeigen. Informationen, die aus diesen Arealen eintreffen, melden dem Motivationszentrum, ob die Umwelt Ziele in Aussicht gestellt hat, für die es sich lohnt, sich einzusetzen. Man könnte es mit den Worten „Kleine Zellen – Große Gefühle“ umschreiben.

Das Kernstück sind zwei Neuronengruppen im Mittelhirn, die miteinander über Nervenbahnen verbunden sind, die eine Art Achse zwischen dem Kopf- und dem Basisteil bilden. Wenn dieses System aktiviert wird, setzt man Botenstoff DOPAMIN frei. Dieser löst Effekte aus, die der Wirkung von Drogen sehr ähnlich sind. Dopamin versetzt den Organismus in Konzentration und Handlungsbereitschaft und löst Wohlbefinden aus. Gleichzeitig wird die Bewegungsfähigkeit erhöht.

Dopaminmangel hingegen setzt die Bewegungsfähigkeit herab (z.B. bei der Parkinsonschen Erkrankung). Dopamin erzeugt also den Antrieb und die Energie, um ein Ziel erreichen zu können. Neben dem Dopamin werden auch noch körpereigene Opoide freigesetzt. Diese wirken ebenfalls ähnlich wie Drogen, aber natürlich nicht betäubend, sondern wohltuend und entspannend. Sie fördern das ICH-Gefühl, Lebensfreude und das Immunsystem. Ein weiterer Wohlfühlbotenstoff ist das Oxytocin. Es hat nicht nur für den erotischen Bereich positive Eigenschaften, sondern unterstützt auch das allgemeine körperliche Wohlbefinden.

Alle drei genannten Substanzen bilden gemeinsam das Motivationssystem. Die Fragen die sich daraus ergeben lauten:

Welche Voraussetzungen müssen erfüllt sein, damit dieses System aktiv wird?

Was sind aus der Sicht unseres Gehirnes Ziele, für die es sich einzusetzen lohnt?

Eine einfache Lösung liefert wiederum die Suchtforschung:

Alkohol, Koffein, Kokain, aber auch Impulse aus dem Internet aktivieren die Ausschüttung von Dopamin. So wie der Drogenkonsum kann auch das Surfen im Internet wohlthuende Wirkungen auslösen, lassen diese nach, steigt das Verlangen danach an.

Es muss also andere lohnende Ziele geben und was in diesem Zusammenhang herausgefunden wurde, ist wahrlich verblüffend.

Die natürlichen Ziele der Motivationssysteme sind soziale Gemeinschaft und gelingende Beziehungen mit anderen Individuen. Das betrifft nicht nur persönliche Beziehungen inklusive Zärtlichkeit und Liebe, sondern alle Formen sozialen Zusammenwirkens.

Für den Menschen bedeutet dies:

Kern aller Motivation ist zwischenmenschliche Anerkennung, Wertschätzung, Zuwendung und Zuneigung zu geben und zu erfahren.

Es ist daher ganz einfach wichtig zu wissen:

Soziale Isolation und Ausgrenzung führen auf lange Sicht gesehen zum Zusammenbrechen der Motivation.

Motivationssysteme werden schon aktiv, wenn lohnende Ziele in Aussicht gestellt werden. Die neben der Liebe schönste Form der Resonanz ist das gemeinsame Lachen. Keine andere menschliche Reaktion ist so an die Dopaminachse gebunden wie das Lachen. Auch die Musik scheint unserem Motivationssystem zu gefallen. Physikalisch gesehen wird Musik durch Resonanz erkennbar. Wir als biologische Wesen werden von der Musik aber nicht nur berührt, sondern finden durch sie auch zu psychologischer Resonanz mit lieben Menschen.

Gewöhnlich geht mit positiver Verbundenheit auch das Gefühl des Vertrauens einher. Genau dieses spielt in sozialen Belangen eine zentrale Rolle. Man vertraut dem, den man kennt und verbunden ist. Das neurobiologische Korrelat dazu ist die Oxytocinausschüttung. Diese fördert die Beziehungsgestaltung und ist auch für deren rückwirkende Stabilisierung verantwortlich.⁷

Was also kann Schule tun, damit sie dem Bedürfnis des Menschen nach Zuwendung und Kooperation entspricht? Schule als kooperatives Projekt muss fünf Faktoren berücksichtigen, damit die Bedingung der Möglichkeit für den Aufbau innerer Stabilität erfüllt wird:

- Sehen – und Gesehen werden
 Kinder, Jugendliche, aber auch Erwachsene wollen als Person wahrgenommen werden. Wenn sie das spüren dürfen, erzeugt allein dieser Umstand schon Motivation und Akzeptanz.
 Nichtbeachtung kann getrost als der Motivationskiller bezeichnet werden und genau darum ist diese oft auch Ausgangspunkt für aggressive Impulse.
- Gemeinsame Aufmerksamkeit
 Sich dem zuzuwenden, wofür sich eine andere Person interessiert, ist die einfachste Form von Anteilnahme und birgt ein großes Potenzial für Beziehungsgestaltung in sich. Oft kommen von den Schülern/Schülerinnen diesbezügliche Signale. Wird auf diese nicht geachtet bzw. eingegangen, so wird das als Geringschätzung erlebt. Lehrer/innen, die nicht zuhören wollen oder dies gar nicht mehr können, verlieren schnell die Loyalität ihrer Schüler/innen. Ähnliches gilt für Partnerschaften und den Umgang in der Kollegschaft.
- Emotionale Resonanz
 Damit ist die Fähigkeit gemeint, sich auf die Stimmung anderer „einzuschwingen“. Das lässt sich nicht erzwingen, ist aber eine durchaus motivationsfördernde Gabe. Wenn z.B. ein Kind vom Tod eines Haustieres erzählt und der Lehrer/die Lehrerin eine Antwort gibt wie „war eh nur ein Tier“ oder so ähnlich, ist das nicht gerade beziehungsstiftend.
- Gemeinsames Handeln
 Etwas konkret miteinander zu machen ist ein völlig unterschätzter, aber tatsächlich in hohem Ausmaß beziehungsstiftender Aspekt. Selber mitanzupacken, Aktionen gemeinsam zu planen und umzusetzen, ist ein wesentlicher Faktor und bedeutsam.
- Verstehen von Motiven und Absichten
 Das wäre die Königsklasse in der Beziehungskunst. In diese gelangt man nur, wenn man die anderen Komponenten beherrscht.
 Riesige Motivationspotenziale werden schon alleine deswegen nicht ausgeschöpft, weil sich die Schüler/innen nicht verstanden fühlen.
 Dazu würden aber oft schon unvoreingenommene Gespräche genügen, und darin liegt die wirklich große Herausforderung für uns Pädagoginnen und Pädagogen.

Diesen Erkenntnissen kann auch aus einem anderen Grund zugestimmt werden. Wenn wir z.B. wirklich nicht mehr wissen, welche Inhalte uns von welcher Person vermittelt wurden, so wissen wir ganz genau, wie es bei

jedem unserer Lehrerinnen und Lehrer im Unterricht war. Denken wir darüber genauer nach, so werden wir unschwer erkennen, dass es uns dort gut gefallen hat, wo wir uns verstanden gefühlt haben.

4 Lern- und Leistungsförderung als Präventionsinstrumente

Lern- und Leistungsmotivation sind zentrale Voraussetzungen für schulisches Lernen. Gut motivierte Schüler/innen neigen weniger zur Entwicklung manifester Lernstörungen oder anderer Verhaltensauffälligkeiten. Will man schulisches Lernen ermöglichen, benötigt man das Verständnis dafür, was Motivation ist, wie sie entsteht und welche Folgen sie hat.

Motivation ist aber auch ein eigenständiges Ziel schulischen Lernens. Dabei geht es um die Entwicklung von Interessen und Vorlieben von Menschen, die dazu führen, dass sie einen bestimmten Beruf ergreifen und ein erfülltes Leben in ihrer Freizeit, ihrer Familie und ihrer sozialen Umwelt führen. Kinder und Jugendliche mit zu intensivem Internetkonsum zeigen öfters als andere ein geringeres Interesse an den Lerngegenständen, erklären sich Misserfolge oft mit mangelnder Begabung, Erfolge jedoch mit Glück und Zufall.

Warum versuchen manche Schüler/innen den Anforderungen der Lehrer/innen zu entgehen? Von den Lehrkräften hört man oft, dass er/sie eben unmotiviert sei. Eine solche Antwort impliziert, dass das äußerlich zu beobachtende Phänomen des Rückzuges auf einem innerpsychischen Zustand beruht. Aber damit alleine kommt man dem Phänomen noch nicht näher, schließlich korrespondiert alles Verhalten mit einem innerpsychischen Zustand. Damit ist klar, dass der Begriff Motivation ein Hilfskonstrukt, ein Platzhalter für die Antwort auf die Frage, was den Menschen antreibt, ist. Wir kennen zwar die Antwort nicht, haben ihr aber schon einen Namen gegeben: Motivation.⁸

Menschliches Verhalten ist so komplex und vielfältig, dass es ganz einfach keine einfachen Antworten auf dessen Entstehung geben kann. Es soll daher der Versuch unternommen werden, Verhaltenskategorien zu bilden und innerhalb dieser zu Erklärungen zu kommen.

Welche Kategorien von Verhalten gibt es?

Verhalten ist Aktion oder Reaktion eines Organismus auf seine Umwelt oder innere Zustände. Es kann für andere offen erkennbar oder verborgen sein, kann bewusst oder unbewusst stattfinden und kann ebenso beabsichtigt bzw. unbeabsichtigt sein.

Die folgenden Ausführungen beschränken sich aus Übersichtsgründen auf die Motivation für intentionales (absichtsvolles) Verhalten (Handlungen).

Die Richtung einer Handlung entsteht aus ihrem Motiv. Ein Motiv ist die positive oder negative Bedeutung, die eine Person einem Handlungsziel zuschreibt. Je nach psychologischer Schule sind Motive Persönlichkeitsmerkmale, Bedürfnisse oder Triebe. Diese sind dafür verantwortlich, wie eine Person eine Situation wahrnimmt, empfindet und bewertet. Ergibt diese Beurteilung, dass die Chance besteht, ein Motiv zu realisieren, dann entsteht daraus eine konkrete Motivation. Das heißt aber auch, dass die gleiche Situation bei verschiedenen Personen unterschiedliche Motivationen auslösen kann. Z.B. hat eine Schülerin ein ausgeprägtes Motiv nach sozialer Nähe. Kommt sie morgens in die Schule und betritt den mit Mitschülern/Mitschülerinnen gefüllten Klassenraum, regt diese Situation ihr Motiv an und es entsteht die Motivation, mit ihnen in ein Gespräch zu kommen und neue Kontakte zu schließen. Eine ihrer Mitschülerinnen hat ein deutlich ausgeprägtes Motiv nach Leistung. Betritt diese morgens den gleichen Klassenraum, dann nimmt sie stärker die Möglichkeit des sozialen Vergleichs mit anderen Schülern wahr, wodurch ihre Leistungsmotivation ausgelöst wird.

Motivationen wirken sich aber nicht nur auf das Verhalten aus, sondern auch auf alle anderen Grundbausteine unserer Psyche, wie die Wahrnehmung, die Emotion und die Kognition. Ein Beispiel dazu: Ein Schüler mit schulischen Problemen hat ein starkes Motiv, Misserfolge zu vermeiden, da er diese in besonderem Maß als negativ erlebt. Die Schulsituation regt sein auf Misserfolg orientiertes Motiv an, da er dort schon viele hatte. Es entsteht eine entsprechend negative Motivation. Der Schüler schwänzt den Unterricht wann immer es möglich ist, um der Situation aus dem Weg zu gehen, kann er dies nicht, verweigert er die Aufgaben, kaspert herum, streitet sich mit Mitschülern/Mitschülerinnen usw., nur um Leistungssituationen zu vermeiden, oder er flüchtet in die virtuelle Welt der Computerspiele, um sich dort seine Erfolgserlebnisse zu verschaffen. An den Lehrkräften wiederum bemerkt er nur deren leistungseinerforderndes, nicht aber deren zuwendendes und unterstützendes Verhalten. Die Schule löst bei dem Schüler mitunter das Gefühl der Bedrohung, Angst, des Widerwillens und Ekels aus. Schließlich bewertet er Schule als unwichtig für das eigene Leben und als eine Einrichtung, die mit institutioneller Gewalt gegen seine Interessen vorgeht.

Die Erfüllung oder das Ausleben eines Motivs ruft ein Gefühls Erlebnis hervor. Das Streben nach solch positiven Affekten wird als Lustprinzip oder Hedonismus (v. griech. hedone / Lust) bezeichnet. Der auf den griechischen

Philosophen Epikur beruhende Hedonismus nimmt an, dass zwei Prinzipien das menschliche Verhalten steuern. Zum einen die Vermehrung von Lust und Freude und zum anderen die Vermeidung von Unlust und Schmerz. Eine Handlung resultiert, wenn eine positive Affektbilanz vorliegt. Dabei geht es vorrangig um die Befriedigung physiologischer Bedürfnisse wie Sicherheit, Liebe und Selbstwert, die dabei an oberster Stelle stehen.

4.1 Lern- und Leistungsmotivation

Von den oben genannten Motiven spielt im Schulalltag das nach Leistung ausgerichtete Motiv eine besondere Rolle. Schulen sind nun einmal als Orte des Lernens und des Leistens konzipiert. Ein sehr oft zitiertes und angewandtes Modell zur Erklärung von Leistungsmotivation ist die sog. „Erwartung-mal-Wert Theorie“. Sie nimmt an, dass menschliches Verhalten aus einem ökonomischen Kalkül resultiert. Die Tendenz, sich auf eine bestimmte Weise zu verhalten oder genauer, eine bestimmte Motivation zu entwickeln, ergibt sich aus dem Verhältnis zweier Parameter:

Die erwartete Wahrscheinlichkeit (W), das ein bestimmtes Verhalten zu einem bestimmten Effekt führt, und der Wert (Anreiz A), der diesem Effekt beigemessen wird.

Anders: Wenn die Erwartung des Effektes gleich null ist, dann wird das Verhalten nicht ausgeführt. Das heißt, wenn ein Mensch nicht weiß, wozu die zu lernenden Inhalte gut sind, wird er sie nicht lernen.

Diese einfache Formel ist insofern zu erweitern, dass Personen in Leistungssituationen entweder ein Erfolgsmotiv bzw. ein Misserfolgsmotiv haben. Wer erfolgsmotiviert ist, wird versuchen, dies mit allen Mitteln zu erreichen. Wer misserfolgsmotiviert ist, wird versuchen, dieses negative Erlebnis zu vermeiden. Ob eine Person mehr am Erfolg oder mehr am Misserfolg orientiert ist, hängt von den früher gemachten Erfahrungen ab. Kinder und Jugendliche mit Lernstörungen und Lernbehinderungen sind auf Grund ihrer negativen Erfahrung in Bezug auf Schulleistungserbringung oft sehr misserfolgsorientiert.

Neben den bisher gemachten Erfahrungen hat auch der Schwierigkeitsgrad einer Aufgabenstellung große Auswirkungen auf die Ausgangsmotivation.

Erfolgsorientierte werden in schwierigeren Aufgabenstellungen einen höheren Anreiz erkennen, Misserfolgsorientierte werden sich eher den leichteren Aufgaben zuwenden, weil sie überzeugt sind, diese auch zu lösen.

4.2 Intrinsische vs. Extrinsische Motivation

Intrinsische Motivation entsteht aus Selbstbestimmung, extrinsische entsteht fremdbestimmt. Sie kann gegenstandsbezogen oder tätigkeitsbezogen sein.

Gegenstandsbezogene intrinsische Motivation liegt vor, wenn eine Person ein hohes Interesse an einer bestimmten Sache hat. Der Anreiz für die Sache liegt im Gegenstand selbst. Tätigkeitsbezogene intrinsische Motivation liegt vor, wenn eine Person in ihrer momentanen Tätigkeit aufgeht.⁹

Im Unterschied dazu ist die extrinsische Motivation instrumentell bestimmt. Der Anreiz zur Handlung liegt außerhalb der Handlung selbst. Die Handlung ist nur ein Mittel, um das eigentliche Ziel zu erreichen. Z.B. ein Kind macht seine Hausaufgaben nur, weil es nachher zum Computer darf. Intrinsische Motivationen wirken nachhaltiger und sind weniger störungsanfällig, weil das Individuum aus seinen eigenen direkten Bedürfnissen heraus handelt. Diese äußern sich in den Interessen und einer dauerhaften Beschäftigung mit einem Gegenstand wie z.B. dem Lesen von Büchern. Bei der intrinsischen Motivation bleibt der Handlungsantrieb auch dann bestehen, wenn es z.B. keine kontrollierenden Lehrer gibt oder Prüfungen, die unbedingt bestanden werden müssen.

Intrinsische Motivation ist selbst primäres Ziel pädagogischen Handelns. Motivation ist in der Pädagogik nicht nur als Mittel zum Zweck der Verhaltensregulierung oder als wichtige Voraussetzung für Leistung zu sehen, sondern soll auch als Ziel verstanden werden. Die Entwicklung und die Förderung von Interessen bei den Schüler/innen und die Stärkung ihrer Autonomie und Selbstbestimmung können durchaus als wichtiger Beitrag für die Entwicklung unserer Gesellschaft gesehen werden.

Extrinsische Anreize wie primäre Verstärker (z.B. Zuwendung) und sekundäre Verstärker (Geschenke, Noten...) können nicht grundsätzlich als schädlich für die intrinsische Motivation gesehen werden, vielmehr hängt die Wirkung von dem Interesse ab, das eine Person von sich aus für das Thema mitbringt. Bei sehr geringem Interesse für ein Thema wirkt sich eine externe Belohnung durchaus förderlich auf das Interesse aus, verbale haben auf jeden Fall eine fördernde Wirkung.

Materielle Belohnungen wie z.B. Geld wirken sich negativ auf das Interesse aus, wenn sie erwartet werden und nur mäßig an die tatsächliche Leistung gebunden sind.

Generell kann festgehalten werden, dass sowohl der intrinsischen als auch der extrinsischen Motivation in den verschiedenen Phasen des Bildungsprozesses spezifische Bedeutung zukommt.¹⁰

4.3 Entstehung von Interessen und intrinsischer Motivation

Interesse ist gegenstandsbezogene intrinsische Motivation.

Situatives Interesse: Eine Person interessiert sich gerade für eine Sache (Neugier).

Personales Interesse: Bezeichnet die positive Einstellung einer Person zu einem Gegenstand auch über die Situation hinaus.

Interessantheit: Ein Text kann mehr oder minder interessant gestaltet sein und so die Neugier der Schüler/innen wecken.

Interesse ist nicht nur Mittel zum Zweck besseren schulischen Lernens. Die Entwicklung von Interessen ist vielmehr auch als wichtiges Ziel zu sehen.

Die Entwicklung von personalem Interesse an einem Gegenstand ist von folgenden Faktoren abhängig:

- Hohe Kompetenz in einer bestimmten Tätigkeit
- Gefühl der freien Entscheidung für eine Tätigkeit
- Soziale Anerkennung für diese Tätigkeit
- Soziale Einbindung bei dieser Tätigkeit
- Persönliche Bedeutung dieser Tätigkeit

4.4 Leitfragen zur Interessensförderung

Haben die Schüler/innen das nötige Vorwissen für die Aufgabenstellung?

Wissen die Schüler/innen, welche Mittel ihnen zur Verfügung stehen?

Wurden entsprechende Ziele vereinbart?

Gibt es auch eigene Entscheidungsräume?

Erkennen die Schüler/innen den persönlichen Nutzen, den sie durch die Arbeit haben?

Haben die Schüler/innen Spaß?

Gibt es Zeitpläne?

Gibt es beratende Expertinnen und Experten, die für die Aufgabenlösung herangezogen werden können?

Gibt es Teilziele?

Gibt es störende Einflüsse?

Gibt es Gespräche über die Ergebnisse?

Welche Ursachen für Erfolge und/oder Misserfolge werden genannt?

Wurden die Aufgaben entsprechend bewertet?

Aus diesen Fragen wird ersichtlich, dass dem Aufbau eines realistischen Fähigkeitsselbstkonzeptes (was kann ich schon, was kann ich noch nicht?) in jedem Fall eine wichtige Bedeutung zukommt.

Eigene Vorlieben und Abneigungen sollen erkannt werden und mit den Anforderungen des Schullebens in Einklang gebracht werden.

Darüber hinaus sollen die Schüler/innen lernen, störende Einflüsse zu erkennen und ihnen entgegenzuwirken. (z.B. während der Aufgabenbearbeitung schalte ich mein Handy, meinen Fernseher usw. ab.)

Über Bewertungen und deren Folgen zu reden, soll dazu beitragen, emotionale Folgen aus diesen zu erkennen und gegebenenfalls entgegenwirken zu können.

Eine wirklich gute Übung in diesem Zusammenhang wäre das Führen eines Lerntagebuches.

4.5 Leistungsrückmeldungen und Feedback

Leistungsrückmeldungen sind ein elementarer Bestandteil schulischer Kommunikation, und sie sind die bedeutendste Form pädagogischer Intervention im Unterricht. Es besteht ein ganz enger Zusammenhang zwischen der Leistungsmotivation der Schüler/innen und der Art, wie Lehrer/innen Leistungsrückmeldungen geben. Für dieses Rückmelden werden verschiedene Bezugsnormen relevant.

Die individuelle Bezugsnorm:

Diese wird immer dann wirksam, wenn das Maß der individuellen Veränderung für die Beurteilung herangezogen wird. Leistungssteigerungen werden positiv und Leistungsminderungen werden negativ bewertet.

Die soziale Bezugsnorm:

Bei der sozialen Bezugsnorm liegt der Referenzpunkt der Bewertung in den Leistungen einer sozialen Vergleichsgruppe. Leistungen, die über dem Durchschnitt liegen, werden positiv bewertet, unterdurchschnittliche Leistungen negativ und durchschnittliche Leistungen neutral.

Die sachliche Bezugsnorm:

Bei der sachlichen Bezugsnorm wird eine Leistung anhand eines aufgabenbezogenen Kriteriums bewertet. Zum Beispiel in Physik beim Bau eines Schaltkreises. Die Aufgabe kann gelingen oder eben nicht.

Welche Bezugsnormorientierung gewählt wird, bleibt weitgehend den Lehrkräften überlassen. Es darf aber an dieser Stelle nicht unerwähnt bleiben, dass für die Beurteilung von Kindern mit Lernstörungen und Lernbehinderungen primär individuelle Bezugsnormen und sachbezogene Bezugsnormen anzuwenden sind, da soziale Bezugsnormen (z.B. das Niveau der Klasse) der individuellen Situation des Kindes nicht gerecht werden können.¹¹

Einen wesentlichen Anteil innerhalb der Rückmeldungsprozesse haben Lob und Tadel.

Prinzipiell wird durch Lob positives Verhalten verstärkt, wenn es diesem unmittelbar und zuverlässig folgt. Positive Rückmeldungen schaffen eine freundliche Atmosphäre, sie können vorangegangene Kritikpunkte ausgleichen, sie können auch andere Schüler/innen motivieren, sie können trösten und aufbauen, aber sie sollten nicht ironisch eingesetzt werden.

Übertriebenes Lob kann auch demotivierend wirken. Wird man nämlich für eine Leistung gelobt, die ohnehin selbstverständlich erscheint, so entsteht schnell das Gefühl, dass einem zu wenig zugetraut worden ist.

4.6 Stärkung der Motivation

Aus dem Vergleich von gelingenden und problematischen Lernprozessen wird deutlich, dass Kinder und Jugendliche mit gravierenden Lernschwierigkeiten erhebliche Probleme in der Gestaltung ihrer Lernprozesse haben. Sie können die vorhandene Lernzeit schlecht nützen, der notwendige Rückgriff auf das entsprechende Vorwissen gelingt nicht, die Eigenkontrolle der Lerntätigkeit funktioniert nur mangelhaft, das Aufgabenverständnis fehlt weitgehend, sie setzen sich keine Ziele und sie überprüfen ihre Ergebnisse nicht.

Es ist daher zuerst notwendig, die individuelle Lernausgangslage abzuklären. Dort wo die Furcht vor dem Misserfolg größer ist als die Hoffnung auf Erfolg, werden die betroffenen Personen nicht mehr selbst handeln, um sich aus ihrer misslichen Lage zu befreien. Damit diese erlernte Hilflosigkeit abgelegt werden kann, bedarf es individuell angepasster Hilfestellungen.

4.7 Schaffung einer Lerngemeinschaft in einer angenehmen Atmosphäre

Die Klassengemeinschaft hat für die emotionale Befindlichkeit der Schüler/innen eine ganz große Bedeutung. Für die Kinder und für die Jugendlichen ist es wichtig, nicht am Rande dieser Gemeinschaft zu stehen, sondern in dieser integriert zu sein. Da es aber leider oft so ist, dass Schüler/innen, die in Bezug auf ihr Leistungsvermögen und/oder in Bezug auf ihr Sozialverhalten auffällig sind, an den Rand gedrängt bzw. von der Klassengemeinschaft ausgeschlossen werden, haben die Lehrer/innen darauf zu achten, dass dies nicht passiert.

Ein Weg dazu ist das verstärkte Angebot von Unterrichtsprojekten, in deren Gestaltung sich alle Schüler/innen einer Klasse entsprechend ihren Fähigkeiten einbringen können.

Die in einem gelungenen Projekt gemachten Gemeinschaftserfahrungen wirken nachhaltig und integrationsfördernd. Eine Atmosphäre, die dadurch gekennzeichnet ist, dass die Schüler/innen und die Lehrer/innen

füreinander da sind, sich wechselseitig unterstützen und sich partnerschaftlich begegnen, ist die beste Motivationsförderung.

In einem Klassenklima, welches durch wechselseitige Wertschätzung gekennzeichnet ist, werden die Schüler/innen schnell lernen, dass die Rückmeldung über Fehler nicht als persönliche Kritik gewertet wird, sondern als Hinweis auf weniger erfolgreiches Lernen, dass noch verbessert werden kann. Nur so wird es auch gelingen, dass den Lernenden klar wird, dass ein enger Zusammenhang zwischen eigener Anstrengungsbereitschaft und erreichtem Lernerfolg besteht.

4.8 Hilfen für sozial unsichere Kinder

Emotionen nehmen in Bezug auf das Lernen und die individuellen Lernvoraussetzungen eines Menschen eine bedeutsame Rolle ein. Von besonderer Bedeutung sind im Kontext von Lernen und Emotion weniger singuläre Ereignisse wie z.B. der Ärger über eine schlechte Note, sondern überdauernde affektive Tendenzen wie z.B. soziale Unsicherheit und Prüfungsangst.

Sozial unsichere Schüler/innen fallen in der Schule dadurch auf, dass sie schüchtern und gehemmt wirken. Sie suchen keinen Kontakt, halten sich still im Hintergrund und nehmen im Klassenverband eine Außenseiterposition ein. Das Sprechen vor der Klasse bereitet ihnen Unbehagen, und oft erzielen sie deshalb in schriftlichen Prüfungen deutlich bessere Leistungen als bei mündlichen Aufgabenstellungen. Besonders unsichere Kinder versuchen dann Situationen, in denen sie mit anderen Menschen in Kontakt treten müssen, zu vermeiden. Soziale Unsicherheit kann personen-, objekt-, und situationsspezifisch auftreten. Die Ursachen für diese Unsicherheit sind in den Lernprozessen zu suchen. Betroffene Kinder und Jugendliche konnten häufig von ihren Eltern kein sozial angemessenes Verhalten erlernen oder wurden von diesen so stark behütet, dass sie in vielen Situationen keine eigenen Erfahrungen sammeln konnten.¹²

Um den Betroffenen bei der Bewältigung ihrer Unsicherheit helfen zu können, wurden von den verschiedensten Disziplinen Methoden und Übungen entwickelt. Neben den Ansätzen der kognitiven Verhaltenstherapie soll in diesem Zusammenhang auf die Bedeutung des spielerischen Abbaus von Ängsten, wie z.B. durch Rollenspiele, hingewiesen werden. Da soziale Unsicherheit immer auch mit selbstabwertenden Gedanken einhergeht, wäre es vollkommen unververtretbar, nicht gegen diese anzukämpfen. Sollten spezifische Aktivitäten im Unterricht zu keiner deutlichen Steigerung des Selbstwertgefühles führen, so müssen psychotherapeutische Interventionen möglich gemacht werden.

Eine besondere Herausforderung stellt sich den Lehrer/innen wenn es darum geht, den Kindern und Jugendlichen zu helfen, Prüfungsängste abzubauen. Diese können sich konkret auf eine bestimmte Anforderungssituation beziehen oder aber ein durchgängig erkennbares Phänomen bei allen Prüfungen sein. Diese Ängste äußern sich auf drei Ebenen:

- Die physiologische Reaktion besteht in einer gesteigerten Erregung des autonomen Nervensystems (Herzrasen, Schwitzen etc.)
- Die kognitive Reaktion besteht im Falle von Prüfungsangst in der gedanklichen Wahrnehmung der körperlichen Reaktion und der Besorgnis über den Prüfungsverlauf.
- Auf der dritten Ebene kann es in der Folge zu spezifischen Verhaltensmustern wie zum Beispiel dem Nichterscheinen zur Prüfung kommen. Im Extremfall kann sich daraus dann eine manifeste Schulphobie entwickeln.

Nicht selten wechseln betroffene Jugendliche auch auf weniger anspruchsvolle Schulformen.

Um diesen Kindern und Jugendlichen helfen zu können, ist es unabdingbar, dass seitens der Lehrer/innen ein helfendes und unterstützendes Verhalten gezeigt wird und dass diese ihren Unterricht in kleinstufigen Phasen anbieten. Darüber hinaus sollten unangekündigte Prüfungen nicht oder nur selten stattfinden.

Wenn mit zunehmender Kompetenzsteigerung der Jugendlichen die Prüfungsängste unverändert bestehen bleiben, dann muss auch die Beziehung psychotherapeutischer Hilfe überlegt werden.

Literatur

- Ambühl, H. & Meier, B. (2003). Zwang verstehen und behandeln. Stuttgart.
- Berger, N. (2009). Lernschwierigkeiten u. Verhaltensstörungen. Köln.
- Brunsting, M. (2009). Lernschwierigkeiten – Wie exekutive Funktionen helfen können. Bern.
- Dammler, A. (2009). Verloren im Netz. Gütersloh.

- Dover, J. (2011). Pädagogische Psychotherapie bei emotional-sozialen Lernstörungen. Gießen.
- Frölich, J. & Lehmkuhl, G. (2012). Computer und Internet erobern die Kindheit. Köln.
- Heimlich, U. (2009). Lernschwierigkeiten. Bad Heilbronn.
- Hütter, G. (2012). Der Einfluss der Medien- und Computernutzung auf die Entwicklung des kindlichen Gehirns. In: Möller, C. (2012). Internet- und Computersucht. Stuttgart.
- Lovink, G. (2010). Was uns wirklich krank macht. Frankfurter Allgemeine Zeitung. [22.6.2010].
- Mößle, T. (2012). Epidemiologische Daten zur Medien- und Computernutzung bei Kindern und Jugendlichen. In: Möller, C. (2012). Internet- und Computersucht. Stuttgart.
- Spitzer, M. (2012). Digitale Demenz. München.
- Wilbert, J. (2010). Förderung der Motivation bei Lernstörungen. Stuttgart.

¹ Frölich, J. & Lehmkuhl, G. (2012). Computer und Internet erobern die Kindheit. Köln. S. 5.

² Mößle, T. (2012). Epidemiologische Daten zur Medien- und Computernutzung bei Kindern und Jugendlichen. In: Möller, C. (2012). Internet- und Computersucht. Stuttgart. S. 21.

³ Lovink, G. (2010). Was uns wirklich krank macht. Frankfurter Allgemeine Zeitung. [22.6.2010].

⁴ Hütter, G. (2012). Der Einfluss der Medien- und Computernutzung auf die Entwicklung des kindlichen Gehirns. In: Möller, C. (2012). Internet- und Computersucht. Stuttgart. S. 32 f.

⁵ Ambühl, H. & Meier, B. (2003). Zwang verstehen und behandeln. Stuttgart. S. 22.

⁶ Dammler, A. (2009). Verloren im Netz. Gütersloh. S. 88 f.

⁷ Spitzer, M. (2012). Digitale Demenz. München. S. 52.

⁸ Wilbert, J. (2010). Förderung der Motivation bei Lernstörungen, Stuttgart. S.15 f.

⁹ Berger, N. (2009). Lernschwierigkeiten u. Verhaltensstörungen. Köln. S. 64 f.

¹⁰ Heimlich, U. (2009). Lernschwierigkeiten. Bad Heilbronn. S.61 f.

¹¹ Brunsting, M. (2009). Lernschwierigkeiten –Wie exekutive Funktionen helfen können. Bern. S. 163.

¹² Dover, J. (2011). Pädagogische Psychotherapie bei emotional-sozialen Lernstörungen. Gießen. S. 55 f.